

August Wilhelm Schlegel und die Schweiz

Autor(en): **Körner, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): - **(1931)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-853367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

August Wilhelm Schlegel und die Schweiz

von Josef Körner

Das Wirken A. W. Schlegels, des Schöpfers nicht sowohl als des Organisers, Propagators, Popularisers deutschen frühromantischen Geistes, knüpft sich an vier Lebensstationen von unterschiedlicher Dauer; sein Eigenartigstes, Bestes, Nachhaltigstes ward in den kurzen Jahren der Jenaer und Berliner Tätigkeit geleistet; was der indologische Professor der Universität Bonn über ein Vierteljahrhundert forschte und amtete, hat Nation und Welt nicht mehr bewegt, nur den engeren und stilleren Umkreis einer neu begründeten Spezialwissenschaft bereichert. Nach Dauer und Bedeutung mittewegs zwischen diesen Früh- und Spätepochen von Schlegels Leben liegt sein Schweizer Aufenthalt, den die Jahre 1804 und 1817 umgrenzen.

Es war kein ständiger Aufenthalt. Im Frühjahr 1804 war er der bewunderten (und unerwidert geliebten) Frau von Staël an den Genfer See gefolgt, ihren entseelten Leib zur heimischen Grabstätte zu geleiten, hat er Ende Juli 1817 zum letztenmal in Coppet gewohnt; zwischendurch freilich ist er halbe und ganze Jahre, mit der Freundin und ohne sie, auf Reisen gewesen, wiederholt in Frankreich, dreimal in Deutschland, zweimal in Italien, in Rußland, Schweden, England; etwas wie ein Heim hat der unstete Weltwanderer doch nur in dem Staëlschen Schloßchen besessen.

Und er kannte seine neue Heimat wohl. Nicht nur hat er in Genf und Bern wiederholt Aufenthalt genommen, an letzterm Ort an eine schöne Dame, die leider schon einem andern gehörte, sein liebebedürftiges Herz verloren¹⁾; auch die Täler und Höhen des Landes ist er durchwandert, im Spätherbst 1805 zu Fuße rings um den Genfer See gezogen, im Sommer 1807 vier Wochen lang hin und her durchs ganze Land gefahren. Es war zu einer Zeit, da trübe Gemütsstimmungen den alternden Mann dem Glauben und der Kirche genähert hatten, da waren ihm besonders zu Einsiedeln «manche Anmutungen dieser Art» geworden, in der Nähe des gnadenreichen Bildes hatte er gleichsam eine ihn rufende Stimme vernommen.²⁾

Wie in religiöser, so war Schlegel damals auch in politischer Hinsicht von den radikalen Verneinungen seiner Jugendzeit abgekommen, war ins grade Gegenteil umgebogen. Die nationale Besinnung und Erregung der Freiheitskriege warf in ihm und seinem Bruder Friedrich einen Schatten voraus; in den mittelalterlichen Pergamenten, von denen ja besonders die Schweizer Bibliotheken viel bewahrt hatten, fahndeten sie damals nach Zeugnissen verblichenen deutschen Glanzes, verwichener deutscher Größe; sie trieben *patriotische Germanistik*...

Als «ein stehen gebliebenes Bruchstück des alten Deutschlandes, ein Spiegel dessen, was wir sein sollten»³⁾, sah A. W. Schlegel damals die Schweiz. Und liebte sie darum. Kaum war er von der großen Tour des Sommers 1807 nach Coppet zurückgekehrt, so setzte er schon die Feder an, um seine Eindrücke auf dem Papiere festzuhalten. «Es soll nicht eine Reisebeschreibung sein», kündigt er einer befreundeten Dame an⁴⁾, «sondern nur eine Einkleidung, um meine Gesinnungen mittelbar zu äußern.» Wollte er doch sogar seine sehr aufreizenden politischen Gedichte, deren Druck er mit Recht dann doch nicht wagte, dort einfügen.

Umrisse, auf Reisen entworfen, sollte die neue Schrift benannt sein, unter diesem Titel «gedrängte Darstellungen» von Schlegels (bisherigen) Reisen durch Italien, Frankreich und die Schweiz in Prosa und Gedichten enthalten. Schon am 18. Oktober

¹⁾ *Briefe von und an A. W. Schlegel*, hg. v. J. Körner (Wien 1930), II, S. 129 f.

²⁾ Hoffmann von Fallersleben, *Findlinge* (Leipzig 1860), S. 185.

³⁾ A. W. Schlegels sämtliche Werke, hg. von E. Böcking, VIII, S. 155.

⁴⁾ A. W. Schlegel an Gräfin Luise von Voß, 26. Oktober 1807 (*Briefe von und an A. W. Schlegel*, I, S. 212).

1807 trägt der Verfasser das noch unvollendete Werk dem Verleger Cotta an, der so gefährliche Kontrebande entgegenzunehmen begreiflicherweise nicht den Mut hatte. Warnte doch sogar der gleichgesinnte Bruder Friedrich, dem Wilhelm drei Abschnitte als Kostprobe übersendet hatte, dringend vor der Veröffentlichung, wiewohl er wie seine Frau Dorothea den Stil wunderschön, das Ganze «fühlend und gedacht, warm und wahr» fanden.¹⁾

Die Schwierigkeiten der Drucklegung scheinen des Autors Eifer gelähmt, seine Begeisterung so abgekühlt zu haben, daß er entmutigt vor Abschluß der Schrift die Feder hinlegte.²⁾ Das vielversprechende Unternehmen blieb Fragment. Nur wenige kleine Abschnitte daraus sind 1808 in einer Wiener Zeitschrift (*Prometheus*), mehrere andere in dem Schweizer-Almanach *Alpenrosen* auf das Jahr 1812 erschienen; im ganzen zwölf, die der Herausgeber von Schlegels Werken unter der Überschrift «Umriss, entworfen auf einer Reise durch die Schweiz» vereinigt hat.³⁾ Schlegels umfanglicheres Manuskript ist verschwunden, doch hat der Zufall wenigstens einen kleinen Rest des Verlorenen gerettet.

Im Staël-Archiv zu Coppet, das, wie jüngst erst sich ergab, eine gewaltige Menge Schlegelscher Papiere bewahrt, ist ein Teil der ursprünglichen Niederschrift jener *Umriss* erhalten, nämlich folgende Abschnitte: 1. Vorerinnerung; 2. Das Reisen zu Fuß; 3. Urseen; 4. Die Schweiz überhaupt; 5. Trennung der Schweiz vom Reich; 6. Val Sainte; 7. Livinen; 8. Die Mundart; 9. Gebirgsnamen; 10. Ferney. Davon fehlen in Böckings Druck die Nummern 1, 5 und 10, die übrigen sind dort anders angeordnet und obendrein vermehrt durch die (auf dem einzig erhaltenen Teil der Handschrift nicht mehr befindlichen) Abschnitte: 11. Der Montblanc; 12. Die Schutzhelden; 13. Der Grimsel; 14. Der Rhone; 15. Montbard. Zu dem letztgenannten Kapitel, das größtenteils von Buffon handelt, bietet das neue Voltaire-Kapitel «Ferney» ein vollkommenes Gegenstück.

Der liebevolle Blick, mit dem der deutsche Patriot A. W. Schlegel Land und Volk der deutschen Schweiz betrachtete, ließ ihn vielleicht manches in zu schönem Lichte sehen; politischen Illusionen über die Widerstandskraft des kleinen Staates gegenüber dem mächtigen und rücksichtslosen westlichen Nachbar gab er sich doch nicht hin. «Der Felsenboden, worauf diese Bergveste der Freiheit stand», so lesen wir in dem oben zitierten Briefe an die Gräfin Voß, «ist untergraben, sie droht augenblicklichen Einsturz, aber noch labt sich das Auge an den herrlichen Thürmen und Zinnen.» Ähnliches sagen die Verse aus, mit denen Schlegel im Sommer 1812 seinen «Abschied an die Schweiz» sang (Böcking I, S. 289 f.).

Die *Umriss*, deren bisher unbekanntes Stücke im Nachfolgenden erstmals aus der Handschrift mitgeteilt werden, sind nicht das einzige literarische Zeugnis von Schlegels Schweizer-Liebe; auch in Gedichten hat er dem Lande gehuldigt, nebst dem eben erwähnten auch noch in den bänkelsängerischen Strophen auf «Tells Kapelle bei Küßnacht» (ebd. S. 280 f.), deren blindwütiger Napoleonhaß an Kleists politische Sänge gemahnt, und in dem empfindsamen «Besuch» (ebd. S. 286 ff.), der der Stadt Bern und der geliebten Bernerin Marie Haller gleicherweise huldigt.

Vorerinnerung.

Die Reisebeschreibungen möchten einem wohl das Reisen verleiden; und gewiß verleidet das Reisen die Reisebeschreibungen. Meine Absicht ist nicht ihre zahllose Menge durch dieses Buch zu vermehren. Man erwarte hier keine ausmahlenden Schilderungen des tausendmal

¹⁾ Friedrich Schlegel an den Bruder, 1. u. 22. Dezember 1807; Dorothea, 1. Dezember 1807. (Diese Briefe sind noch ungedruckt; die Originale liegen im Staël-Archiv zu Coppet.)

²⁾ Böcking VIII, S. 154.

³⁾ ebd. S. 154–176.

geschilderten, eben so mühselig zu lesen als abzufassen; keine trocknen Nachweisungen, welche am Ende ein geschickter Lohnbediente an Ort und Stelle vollständiger und genauer ertheilt; keine Belehrungen über Staats- und Landwirthschaft, Gewerbkunde und die verschiedenen Zweige der Naturkunde: Fächer, die mir sämtlich fremd sind; am wenigsten unvorsichtige Beurtheilungen einzelner noch lebender Menschen nebst aufgehaschten Zügen und Gesprächen. Selten hielt ich ein Tagebuch, das sich zwischen die ersten Eindrücke und das Spiel der Erinnerungen nur störend mitten hinein stellt. Auch will ich nicht mehr als Umrisse geben. Es sey mir vergönnt, um die Ordnung des Postweges unbekümmert, auf Seitenpfaden beliebig abzuschweifen. Vergleichen entfernter Gegenstände unter einander werfen oft auf sie ein überraschendes Licht. Von Frankreich werde ich am wenigsten sagen, weil eben wenig darüber zu sagen ist; von Italien ebenfalls nicht viel: ich sah dieses Land in Gesellschaft mit der berühmten Verfasserin der Corinna, und möchte nicht gern gegen ihre seelenvollen Schilderungen mich in einen Wettstreit einlassen; am meisten von der Schweiz, als dem zuletzt gesehenen, und dem deutschesten der bereiseten Länder. Seit mehreren Jahren von Deutschland entfernt, suchte ich ein Mittel mich vertraulich mit meinen Landsgenossen zu unterhalten, und ihnen zu bezeugen, daß ich überall die gleiche Liebe zum Vaterlande im Herzen trage, daß ich niemals angestammter Art und Gesinnung abtrünnig ward. Vermöchte ich etwas ergreifend darzustellen, so wäre es mir lieb; in Ermangelung eines bessern lade ich den freundlichen Leser ein, mit mir zu sinnen, zu dichten, zu träumen.

Trennung der Schweiz vom Reich.

Das Zeughaus in Lucern ist beynahe leer: was brauchbar, haben die Franzosen weggeführt, die glorreichen Trophäen sind durch die Tücke der Landleute bey dem Aufstande gegen die helvetische Regierung größtentheils vernichtet, und für immer dahin. Doch sah ich noch den unscheinbaren rostigen Ringelpanzer Herzog Leopolds, der bey Sempach gefallen. Die Wappen der sämtlichen Eidgenössischen Orte sind in den Fensterscheiben herrlich blasonirt, der Künstler hat Schildhalter als Zierrath hinzugefügt, jedoch nicht willkürlich sondern nach bedeutenden Beziehungen: es sind Bannerträger in Rüstungen, das Urner Wappen hält rechts und links der sogenannte Stier von Uri, ein Feldtrompeter, in das mächtige hochgeschwungne Horn stoßend.

Ueber dem Wappen jedes Ortes steht der doppelte Reichsadler, die kaiserliche Krone darüber, und unten die Jahreszahl 1606. In welche Betrachtungen vertiefte mich diese Zusammenstellung der heraldischen Sinnbilder, nebst der Angabe der Zeit wo die Fensterscheiben gemacht worden! So lebhaft war also damals noch die Vorstellung, alle schweizerischen Orte seyen Reichsstände, und ihre Eidgenossenschaft bestehe unter kaiserlichem Schirm! Und nur zwey und vierzig Jahre später riß sich die Schweiz los von Deutschland, der unselige westphälische Friede erklärte sie so wohl als wie die Niederlande für unabhängig! Welche neue Ehre, welchen Gewinn bildete man sich denn ein bey dieser Abtrennung von dem größten Gemeinwesen Europa's, dessen Grundsatzung Obwahrung der Gerechtigkeit unter Gleichen, Schutz der Schwachen gegen die Vergewaltigungen der Mächtigen war; dessen Verfassung nur darum verfiel, weil sie die Unabhängigkeit der einzelnen Glieder zu sehr ehrte, und darum dem Oberhaupte nicht Mittel genug einräumte das Ganze kräftiger zusammenzuhalten? Solch ein Schritt ist wie eine Ehescheidung: die getrennten Gatten werden nun freylich keine verdrießlichen Forderungen mehr an einander machen, aber sich auch schwerlich einer um des andern Wohl und Weh bekümmern, oder sich in Nöthen beyspringen. Die Mahnung an altergebrachte und veraltete Pflichten mag lästig scheinen, aller ehemalige Vortheil dabey verschwunden seyn; der vorwitzige Trieb in der Welt aufzuräumen, wirft gern die Formen weg, welche ihr Wesen überlebt haben. Aber ein nur zufällig erschlaftes und gleichsam eingeschlummertes Verhältniß können andere Zeitläufe weken und wohlthätig stärken: das einmal rechtskräftig und förmlich abgethane fügt sich nie wieder. Wie bey einzelnen Menschen erst nach Jahren, so sieht man es bey Völkern erst nach Jahrhunderten an den Folgen, was eine rasch vorgenommene Handlung eigentlich auf sich hatte. Mit den Niederlanden und der Schweiz wäre Deutschland zum Heil Europa's der mächtigste Staatenbund geblieben; nun haben jene, unsre alten Landsleute, durch dieselbe Ursache und noch einige Jahre früher als das Reich, ihre Selbständigkeit an fremde Uebermacht eingebüßt.

Ferney.

Die Lage dieses Dorfes nicht weit von Genf, zwischen dem Jura und dem See, den man hier gar nicht mehr oder kaum noch erblickt, hat nichts ausgezeichnetes. Nur wegen des Landsitzes, wo Voltaire den

letzten Theil seines Lebens zubrachte, wird es von Fremden besucht. Sie könnten sich in Wahrheit die Mühe ersparen. Denn man bemerkt hier durchaus nichts Würdiges oder Eigenthümliches, wodurch ein großer Mensch seiner nächsten Umgebung die Spuren eines ausgedehnten Wirkens bildlich aufzuprägen pflegt. Und wie sollte man auch? Voltaire war nicht viel, nur vielerley: ein klügelnder Poet; ein Geschichtschreiber ohne Ernst und Tiefe; ein diesseits der Anfangsgründe stehen gebliebener und durch seine Unwissenheit keker Philosoph; ein parteysüchtiger Declamator; ein grober Sophist; wenn es die Gelegenheit gab, ein schamloser Witzling; endlich ein schreibseliger Autor, den unruhige Eitelkeit trieb, jeden Augenblick etwas neues auszubrüten, weil er wohl fühlte, keins seiner Werke für sich könne seinem Namen Unsterblichkeit zusichern. Ich habe eine ungedruckte Erzählung gelesen, von seiner letzten Reise nach Paris, wo er starb, aufgesetzt von seinem Secretär, und höchst glaubwürdig, weil dieser beschränkte Mensch bei aller Anhänglichkeit und Ehrerbietung die Schwächen seines Gönners ganz unbefangen verräth. Da sieht man wie wenig die kleinlichen Leidenschaften sich bey dem achtzigjährigen Manne abgestumpft hatten: er war außer sich über den triumphirenden Empfang der Encyclopädisten und des größern Publicums; dann ebenso gereizt als der Eindruck seiner Gegenwart sich abnutzte, noch mehr als man ihm in der Akademie widersprach und sein Ansehen nicht dictatorisch gelten lassen wollte; er zankte sich mit Comödianten über die zu veranstaltende Aufführung eines neuen Stücks bis aufs Blut herum, und dergleichen mehr. Verschiedene Personen in Genf erinnern sich noch des Gesellschafts-Theaters in Ferney, wo er immer die Wirkung seiner Schauspiele zuerst versuchte. Man ist einig darüber, daß er seine eignen Verse schlecht hergesagt habe, er war aber so voll Eifer, daß er bey der Aufführung des *Gingiskan* vom frühen Morgen in seiner tartarischen Tracht vor dem Spiegel gestanden, und das bekannte Volkslied gesungen haben soll:

Ma commère, quand je danse,
Mon cotillon va-t-il bien?

Doch solche lustige Züge wären eher liebenswürdig zu nennen; schwerer dürfte die Aufschrift an der nicht einmal von ihm erbauten, sondern vielmehr seiner Bequemlichkeit wegen verkleinerten und dabey mit einem neuen Giebel verzierten Kirche: *Deo erexit Voltaire*, zu rechtfertigen seyn. Sie ist nicht mehr vorhanden, diese unlateinische

Vertraulichkeit mit Gott. Man rühmt, er habe in Ferney manches Gute gestiftet, der Ort sey durch ihn in Aufnahme gekommen. Ich will glauben, daß er Capitalien ersprießlich hier angelegt haben mag. Bis auf die Bibliothek, welche der russischen Kaiserin verkauft worden, sind die Zimmer des Hauses noch ziemlich in dem Zustande wie bey Voltaire's Lebzeiten. In seinem Studierzimmer sieht man schlechte Porträte, Denkmäler auf gegenseitigen Verkehr der Eitelkeit gegründeter Freundschaften: hier ist die Marquise von Chatelet, und Friedrich der Zweyte, und Catharina, und Andre. Voltaire's eignes Bildniß, wonach ein Kupferstich vorhanden: noch jung, mit der Perücke, mager, in der linken Hand ein Manuscript zum Vorlesen, die Rechte hinter dem großen Schoß der Weste, der Ellbogen weit zurück, die ganze Stellung so verdreht, daß man einen von Einbildung aufgeblasenen Pedanten nicht treffender abbilden könnte. Herr von Villette (de la Villette), der von seinem Oheim ein beträchtlich großes Vermögen geerbt, hat doch einige Thaler aufwenden wollen, ihm in dem Studierzimmer selbst ein Grabmal zu stiften, es ist von bunter Töpferarbeit oder schlechter Fayence, und in Form eines Ofens, und da es an der Stelle des Camins steht, wird es zugleich zum Einheizen dienen können. Einer geliebten Katze oder einem Papagey dürfte man anständiger Weise ein so schimpfliches Denkmal nicht setzen. Allein es ist mehr als ein sinnreicher Zufall, es ist billige Vergeltung, daß ein Mensch
- - - - (Hier bricht das Manuscript ab.)